

Doris Lemmermöhle

»Ich fühl' mich halt im Frauenpelz wohler«

*Biographisches Handeln junger Frauen
beim Übergang von der Schule in die Arbeitswelt¹*

Den Titel dieses Textes formulierte Linda, eine 22jährige Malerin/Lackiererin. Rückblickend auf ihre Ausbildung überlegt sie, warum eine Freundin während der Ausbildung weniger Schwierigkeiten hatte als sie. Sie vermutet: *»Vielleicht hat das auch damit zu tun, vielleicht konnte die sich noch besser durchsetzen als ich. Weil die halt mehr so ein Mannweib ist ... Ein Mannweib nennen wir halt Frauen, die mehr so tun, als wenn sie ein Mann wären. So vom Auftreten her. So gangmäßig und auch von der Aussprache, so rauher, so auch vom Wortschatz her rauher«* (Linda IV, 9, 17–24)². Linda würde sich selbst nicht so bezeichnen, sieht darin aber auch *»nichts Negatives. Ich sag' mir nur: Ich fühl mich halt im Frauenpelz wohler, als wenn ich mich irgendwo versuche, hinter einem Mann zu verstecken, um mich sicher fühlen zu können. Weil ich geh' davon aus, daß diese Frauen halt sich nur hinter irgend etwas verstecken, damit sie sich stärker fühlen können. Weil ich sage mir, ich kann mich auch in meiner Haut, wo ich jetzt drinne bin, kann ich mich auch stark fühlen. Also durchsetzen, wenn ich's möchte«* (IV, 9, 25–34).

Mit dieser Aussage spielt Linda darauf an, daß Geschlechterzuordnungen zwar flexible soziale Konstruktionen sind, gleichwohl aber in einem sozialen System der Zweigeschlechtlichkeit jedes Individuum dem einen oder anderen Geschlecht angehören muß. Zugleich deutet sie die prekäre Balance an, in der sich Frauen in einer nach Geschlechtern differenzierten und hierarchisierten (Berufs-)Welt befinden: Anpassung an als männlich geltende Verhaltensweisen, um an der (männlichen) Macht zu partizipieren – sich stärker zu fühlen – oder Entwicklung eines Selbstverständnisses, »um sich nicht verstecken zu müssen«. Liegt im ersten das Risiko des Verlustes der sozialen Akzeptanz als Frau, so im zweiten das Risiko der Marginalisierung bzw. der Aberkennung der fachlichen Kompetenz. Daß es im Problemzusammenhang von weiblicher Selbstbestimmung und männlich geprägter Berufskultur nicht nur um Differenzen, sondern um Hierarchien geht, läßt sich durch eine einfache Umstellung verdeutlichen: *»Ein Weibmann, der sich hinter einer Frau versteckt, um sich stärker zu fühlen.«* Eine solche Aussage widerspräche dem Alltagsverständnis!

Fragen nach der Entstehung, Veränderung und Aufhebung von Geschlechterdifferenzen und -hierarchien gewinnen an Brisanz, seit die traditionellen

Defizittheorien der mangelnden Qualifikation, der unzureichenden oder anderen Berufsmotivation und der nur kurzfristigen Verfügbarkeit der Frauen für die Berufswelt an Erklärungskraft verloren haben, ohne daß sich – wie sich an statistischen Daten leicht belegen läßt – »die Grundmuster ungleicher Verteilung von Lebenschancen wesentlich verändert haben« (Rabe-Kleberg/Rudolph 1991,1).

Auch geschlechterspezifische Ungleichheiten beim Übergang von der Schule in die Arbeitswelt lassen sich nicht mehr mit dem traditionellen Muster einer im Vergleich mit männlichen Jugendlichen geringeren oder anderen Vorbereitung von Frauen erklären: Junge Frauen beginnen ihren beruflichen Lebensweg auf gleichem oder vergleichbarem Status in bezug auf Noten und Abschlüsse wie männliche Jugendliche.

Dennoch scheint das meritokratische Prinzip für junge Frauen nicht zu gelten: Nach wie vor münden – wie alljährlich die Berufsbildungsberichte eindrücklich und jetzt auch für die neuen Bundesländer belegen – junge Frauen mehrheitlich in ein im Vergleich mit jungen Männern engeres, zumeist frauendominiertes Berufsspektrum ein. Die »frauentypische« Qualität dieses Berufsspektrums liegt weder in den Arbeitsinhalten der jeweiligen Berufe noch ist sie an spezifische Fähigkeiten von Frauen gebunden. Sie liegt vielmehr in geringeren Verdiensten, Weiterbildungs- und Aufstiegschancen gegenüber vergleichbaren männlich dominierten Berufen. Auch wenn junge Frauen Zugang zu bisher männerdominierten Berufen erhalten, sind sie überwiegend in der Gruppe mit niedrigeren Chancen zu finden. »Die Positionszuweisung der Geschlechter innerhalb des hierarchischen Ordnungssystems erweist sich«, so Ulrike Teubner, »als Konstante gegenüber dem Gleichmacher Qualifikation« (Teubner 1992, 46).

Aber wie erfolgen solche Positionszuweisungen? Welche institutionellen Bedingungen, welche Mechanismen, welche Interpretationen gesellschaftlicher Realität und welche Verhaltensweisen der Subjekte werden im Prozeß der Berufsfindung und der verschiedenen Übergänge in das Beschäftigungssystem wirksam?

Diesen Fragen soll – ohne sie abschließend beantworten zu können – im folgenden auf der empirischen Grundlage einer Längsschnittstudie mit jungen Frauen nachgegangen werden, deren Berufsfindungsprozesse und Übergänge von der Sekundarstufe I in das Ausbildungs- bzw. Beschäftigungssystem vom 8. Schuljahr (1988) bis 4 Jahre nach Abschluß des 10. Schuljahres (1995) verfolgt wurden.

Im Verlauf der Berufsfindung und der Übergänge in das Beschäftigungssystem findet – so eine der in dieser Studie vertretenen Thesen – ein Prozeß der Vergeschlechtlichung, des »doing-gender« statt. In diesem Prozeß werden durch das Zusammenspiel von strukturellen, konjunkturellen und normativen Vorgaben einerseits, von individuellen Lebensentwürfen, Erfahrungen und deren Verarbeitung andererseits, Geschlechterdifferenzen in einer jeweils spezifischen, kontextbezogenen Weise »neu formuliert, ausgelegt, bestätigt, modifiziert oder auch verworfen« (Wetterer 1992, 27), letztlich aber Geschlechterhierarchien (re)produziert.

Helga Krüger hat in ihren Arbeiten mehrfach auf die Struktur des Berufsbildungssystems hingewiesen, über die männliche und weibliche Jugendliche auf unterschiedliche Berufe und berufliche Hierarchien gelenkt werden. Dabei geht sie davon aus, daß im Berufsbildungssystem geschlechterhierarchische Traditionen verfestigt sind, »die ihrerseits Handlungsrahmungen, Begrenzungen für Alternativentwürfe und Entscheidungschancen/-zwänge vorgeben« (Krüger 1995, 196f.) und damit die Planungshorizonte und Gestaltungsräume der Jugendlichen geschlechterspezifisch beeinflussen bzw. begrenzen.

Damit allerdings diese Strukturen wirksam und durch das Handeln der Individuen reproduziert oder auch verändert werden, »müssen sie durch das Nadelöhr des Bewußtseins oder der Wahrnehmung der handelnden Individuen hindurch« (Giddens 1988, 290). Ergänzend zu den Arbeiten von Helga Krüger richtet sich das Interesse unserer Längsschnittstudie auf die Mikroebene, d. h. auf das biographische Handeln junger Frauen im Kontext von Berufsfindung und Übergang in das Beschäftigungssystem. Mit dem Begriff »biographisches Handeln« wird versucht, aus der Perspektive junger Frauen das in diesem Kontext wirksam werdende Zusammenspiel von Zwängen und Motiven, von »objektiven« Bedingungen und »subjektiver« Verarbeitung begrifflich zu fassen. Dabei verweist der Begriff »Handeln« darauf, daß die Individuen in Strukturen und Geschlechterklassifikationen eingebunden sind, die sie zugleich in ihrer alltäglichen Praxis reproduzieren und verändern. Der Zusatz »biographisch« besagt, daß jedes Handeln auf historisch konkreten biographischen Erfahrungen und deren Verarbeitung beruht.

Theoretisch beziehen wir uns auf Konzeptionen der »sozialen Konstruktion von Geschlecht«. Diese Konzeptionen gehen davon aus, daß Geschlecht weniger etwas ist, was Menschen im Sinne einer Eigenschaft haben oder was ihnen einfach als Rolle zugewiesen wird, als vielmehr etwas, was in einem kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit in jeweils spezifischen, historisch konkreten Situationen und Zusammenhängen (inter)aktiv hergestellt wird (vgl. z. B. West/Zimmermann 1991, Hagemann-White 1989; Gildemeister/Wetterer 1992). Geschlecht wird aus dieser Perspektive als ein Handeln, als (inter-)aktiver Konstruktionsprozeß betrachtet. Auf der Basis dieses theoretischen Ansatzes wird in der Längsschnittstudie nach dem »Wie« der (Re-)Konstruktion der sozialen Wirklichkeit und nach der Konstruktionslogik von Geschlechterdifferenzen und -hierarchien im Kontext des Berufsfindungs- und Übergangsprozesses gefragt.

Formen und Prozesse des *doing-gender* lassen sich nicht aus statistischen Daten oder Querschnittsanalysen ablesen, sondern sie müssen in »ihrer konkret-empirischen Gestalt analysiert werden, anders existieren sie nicht« (Dausien 1996, 3). Den Kern unserer Längsschnittstudie bilden deshalb Einzelfallanalysen auf der Grundlage problemzentrierter Interviews, die zu vier verschiedenen Zeitpunkten durchgeführt wurden. Diese Interviews sind jeweils biographische Momentaufnahmen, subjektive Konstruktionen der Interviewten und ihre Interpretationen der jeweiligen Situation.

Da im Rahmen dieses Textes nicht alle jungen Frauen vorgestellt werden können, ein Überblick aber gerade das Prozeßhafte und die Differenzen zwi-

schen den Befragten verschleiern würde, wird zunächst an einzelnen Interviewpassagen das biographische Handeln zweier junger Frauen vorgestellt, um dann im zweiten Teil eine Kommentierung und Einordnung auf unterschiedlichen Ebenen vorzunehmen.

Dagmar und Linda – Biographisches Handeln im Kontext von Berufsfindung und Übergang in das Beschäftigungssystem

Dagmar und Linda besuchen beim ersten Interview die 8. Klasse einer Hauptschule. Sie gehören damit zu der Gruppe von Jugendlichen, deren Ausbildungschancen in den letzten Jahren im Zusammenhang mit der Krise des Arbeitsmarktes und aufgrund des Trends zu höheren Schulabschlüssen und Qualifizierungsanforderungen gesunken sind.

Ihre Väter sind als städtische Angestellte voll berufstätig, ihre Mütter arbeiten nach einer längeren Familienphase halbtags als ungelernte Kräfte. Dagmar und Linda haben mehrere Geschwister und leben in einer Familie mit traditioneller Arbeitsteilung, die von den jungen Frauen zwar für die Herkunftsfamilie mit Hinweis auf die berufliche Belastung des Vaters gerechtfertigt, für die eigenen Lebensentwürfe aber nur modifiziert akzeptiert wird.

Beide Schülerinnen entwickeln im 8. Schuljahr einen berufsorientierten, auf die »doppelte Zweckstruktur« der Berufsarbeit (Heinz 1995, 59) ausgerichteten Lebensentwurf, in dem arbeitsinhaltliche und Verwertungsaspekte gleichermaßen Bedeutung haben. In ihren Lebensentwürfen stehen für die nächsten Jahre die berufliche Ausbildung und Konsolidierung im Vordergrund, Kinder werden für die Phase danach projiziert und spielen zunächst für ihre jeweiligen Berufswünsche genauso wie das Problem der Vereinbarung von Beruf und Familie keine Rolle. Für beide besteht kein Zweifel daran, daß eine qualifizierte Berufsausbildung für weibliche Jugendliche ebenso wichtig ist wie für männliche. Beide beginnen direkt nach Abschluß der Hauptschule eine betriebliche Ausbildung. Trotz dieser Ähnlichkeiten gehören sie im Sample zu unterschiedlichen Gruppen: Dagmar gehört zu der Gruppe junger Frauen mit abgebrochener Berufsausbildung, unvollendetem Übergang und einer Umorientierung auf die Familie, Linda dagegen zur Gruppe, die ohne Unterbrechung eine betriebliche Ausbildung erfolgreich abschließt, anschließend in ein Beschäftigungsverhältnis im Ausbildungsberuf einmündet und sich durch alternative Lebensentwürfe biographische Handlungsoptionen offenhält.

Dagmar – Vom »Traumberuf Tischlerin« zur »Familie als Aufstieg«

Dagmar gibt ihren Traumberuf »Tischlerin« schon in der 8. Klasse auf, als sie erfährt: »Da nehmen sie keine Mädchen für. Bei uns, auch eine Bekannte, die auch Tischlerin gelernt hat, und die kriegt keinen Beruf, ist also arbeitslos« (Dagmar I, 3, 8–13). In realistischer Vorwegnahme der beruflichen Perspekti-

ven an der zweiten Schwelle beim Übergang von der Ausbildung in die Berufstätigkeit befürchtet sie, nach der Ausbildung erwerbslos zu werden. In der Abwägung zwischen arbeitsinhaltlichen und Verwertungsinteressen dominieren bei Dagmar die letzteren.

Sie überlegt verschiedene andere Berufsmöglichkeiten, entscheidet sich dann für den Beruf Druckvorlagenherstellerin. Sie schreibt 20 Bewerbungen ohne Erfolg, eine Erfahrung, die angesichts des Lehrstellenmangels viele Jugendliche beiderlei Geschlechts machen müssen, insbesondere HauptschülerInnen. Dagmar verarbeitet diese Erfahrung – dabei erneut ihrem Verwertungsinteresse folgend – entsprechend der Devise »Hauptsache eine Lehrstelle« (Heinz/Krüger 1985). Sie beginnt 1991 eine Ausbildung als RENO-Gehilfin (Rechtsanwalts- und Notargehilfin). Damit gerät sie in ein »typisch« weibliches Handlungsfeld, das der »Gehilfin«, und in einem Beruf mit fast 100% weiblichen Auszubildenden, niedrigem Verdienst und fehlenden Aufstiegschancen. Dieser Beruf entspricht weder ihren arbeitsinhaltlichen noch ihren Verwertungsinteressen. Unabhängig von ihren Wünschen und doch nicht ohne ihr Zutun stellt sich über den Ausbildungsstellenmarkt die Geschlechterordnung her. Rückblickend beschreibt Dagmar ihre Situation an der ersten Schwelle beim Übergang von der Schule in die Ausbildung so:

»Schrecklich, alles war nur schrecklich ... und daß man dann wirklich nachher, daß man überhaupt keine Lehrstelle mehr kriegt. Und sich dann so kurzfristig noch umentscheiden mußte zu was anderem. Das war dann, ja, daß man so im Grunde genommen seine ganzen Pläne wegwerfen mußte, so kurzfristig, weil's halt nicht geklappt hat. Ich hab' reichlich Bewerbungen geschrieben als Zeichnerin und auch als Schriftsetzerin, Druckerin ... alles Absagen, alles Absagen« (IV, 3, 5–49).

Läßt sich schon am Verlauf der Berufsfindung deutlich ein Vergeschlechtlichungsprozeß ablesen, so wird dieser verstärkt sichtbar im biographischen Handeln von Dagmar nach der Enttäuschung an der ersten Stelle.

Verschiebung der Subjektperspektive in der Berufsorientierung

Dagmar nimmt die erzwungene Einmündung in den Beruf der RENO-Gehilfin sowohl als Abwertung ihrer Arbeitskraft als auch ihres Geschlechts wahr: Zwar sagt sie, die Arbeit mache ihr Spaß, das Arbeitsklima sei gut, aber: *»Auf der anderen Seite denke ich mir auch wieder, man ist ja wirklich eine billige Tippse ... man kann sich ja auch im Grunde genommen gar nicht höher arbeiten ..., weil echt, man ist im Grunde genommen nur eine billige Tippse« (III, 24, 23–27).* Diese Erfahrung überträgt Dagmar auf alle frauendominierten Berufe und wertet sie als eintönig und nicht leistungsorientiert ab. *»Wenn ich mir so bedenke, es ist echt momentan kein Problem mehr, zur Chefsekretärin hochzukommen, da muß man nur eine bestimmte Anzahl von Anschlägen haben bei der Schreibmaschine, einigermaßen gut denken können« (III, 23, 33–37).* Sie dagegen möchte *»irgendwo (hin), wo wirklich berufliche*

Leistungen geschätzt werden oder so und ich selber auch merke, daß das geschätzt wird« (III, 25, 3–4).

Aus der als Abwertung interpretierten Erfahrung gewinnt für Dagmars biographisches Handeln ein neues, von ihr bisher nicht geäußertes Motiv an Bedeutung. Sie will beweisen, daß sie auch als Frau etwas leisten kann: »Weil ich mich behaupten will, daß ich sagen will, ich kann das auch, auch wenn ich 'ne Frau bin« (III, 32, 23–26)³. Eine extreme Männerdomäne scheint ihr dafür am geeignetsten, die Bundeswehr: »Frauen, die werden nicht eingezogen oder so ... da muß man sich echt bemühen, daß man da reinkommt. Und es ist irgendwie was, was mich reizt: Irgend etwas zu machen, was nicht jeder machen kann« (III, 6, 20–25). Im Gegensatz zu den frauendominierten Bereichen konstruiert sie diesen männlich dominierten Bereich als höherwertig und leistungsbezogen. »Bei der Bundeswehr ... halt so, daß man wirklich erst was leisten muß, bevor man überhaupt irgendwie 'ne Belohnung kriegt« (III, 23, 29–41).

Die Kategorie Geschlecht gewinnt für ihr Handeln an Bedeutung. Indem sie sich darauf einläßt zu beweisen, daß sie auch als Frau etwas leisten kann, wird Frau-Sein als Unterordnung symbolisch vollzogen, von der Teilnahme an der männlichen Dominanz wird Aufwertung erwartet. Auch wenn dies von ihr nicht intendiert ist, werden Geschlechterdifferenzen und -hierarchien – modifiziert – reproduziert. Zwar setzt sie – wie schon bei früheren Berufswünschen – auch bei der Bundeswehr auf beruflichen Erfolg und leistungsbezogenen Aufstieg, ohne daran allerdings noch arbeitsinhaltliche Ansprüche zu knüpfen. Die konkreten Tätigkeiten werden gleichgültig: »O. K., als Frau kann man halt nur entweder Sanitäterin werden, auf die Schreibstube oder in die Küche, aber das wird sich auch noch ändern, das steht auch schon fest, kann man sagen. Wenn man so mit den Leuten spricht« (III, 6, 30–34).

Herstellung von Kontinuität im Berufsfindungsprozeß

Gleichzeitig interpretiert Dagmar ihren Berufsfindungsprozeß um und versucht, trotz des Bruchs eine Kontinuität in ihrer Biographie herzustellen. Obwohl in den bisherigen Interviews nie davon die Rede war, sagt sie im Drittinterview: »Ja, für mich stand eigentlich schon immer fest, ich will erst 'ne Lehre machen, und dann zur Polizei oder zur Bundeswehr. Also, das stand schon immer fest, das stand schon immer fest, ja« (III, 7, 40–45). Die Ausbildung zur RENO-Gehilfin funktionalisiert sie um als Vorbereitung auf die Tätigkeit bei der Bundeswehr, »weil man dort ebenfalls Paragraphen büffeln muß«. Außerdem sei sie schon als Kind mit ihrem Vater gerne auf die Jagd gegangen, und schließlich habe sie schon immer lieber mit Männern zusammengearbeitet.

Nachträglich also interpretiert Dagmar als subjektiv geplant und sinnvoll, was im Entstehungsprozeß eher Folge von Enttäuschung war.

Aufwertung der Familienperspektive

In der 8. Klasse erscheint es Dagmar als »Lebensvergeudung«, sehr früh Kinder zu bekommen. Sie möchte es auf keinen Fall machen wie eine ihrer Schwestern, von der sie sagt: *»Die hat ihr ganzes Leben sozusagen vergeudet dadurch, daß sie das schon so früh bekommen hat«* (I, 14, 6–9). Im Zweitinterview gibt Dagmar ihre Kinderwünsche ganz auf, weil Kinder berufliche Perspektiven und eigene Freiheiten beschneiden. In der für sie enttäuschenden Situation als RENO-Auszubildende in einem nicht gewollten Beruf aber erscheinen Kinder, die sie sehr bald bekommen möchte, als etwas, woran man *»sich festhalten kann ... Ich denke mir, so 'n Kind ist auch wieder 'ne neue Lebensaufgabe«* (III, 26, 20–42).

Zwischen dem Dritt- und Viertinterview bewirbt sich Dagmar bei der Bundeswehr, bricht nach längerer Krankheit – bevor sie eine Zusage von der Bundeswehr hat – die Ausbildung als RENO-Gehilfin ab und jobbt drei Monate an einer Tankstelle. Sie bekommt dann die Zusage von der Bundeswehr, beginnt als Zeitsoldatin, versucht über immense Leistungsanstrengungen zu zeigen, daß auch eine Frau in einer Männerdomäne erfolgreich sein kann, und kämpft um die Anerkennung der Männer:

»Und jetzt in so 'nem typischen Männerberuf, da geht's halt viel zu sehr, ›ach komm, hör' auf, du bist 'ne Frau, du kannst das doch gar nicht‹, und wenn man das dann doch schafft und doch kann, das ist für einen selber ein Erfolgserlebnis. Daß man selber sagt: ›Hier Leute, ich hab' das doch geschafft.‹ Und ich weiß nicht, das ist für einen selber, das tut der Seele gut. Wenn man dann sieht, hier, nicht nur Männer können das, sondern wir auch. Und dann nachher auch so die Anerkennung von den Männern. Ist nachher halt doch, wenn man dann wirklich was gemacht hat und dann sind die also auch, ›oh super!‹. Ist schön. Tut der Seele gut. Balsam für die Seele« (IV, 5, 10–16).

Zugleich wird sie in den Konflikt verstrickt, das gleiche zu leisten wie ein Mann, obwohl sie eine Frau ist, und eine Frau bleiben zu müssen, obwohl sie das gleiche leistet wie ein Mann. Konkret erweist sich die Bundeswehr, trotz oder gerade wegen Dagmars Bemühungen, die Geschlechterdifferenz zu überwinden, nicht nur als hierarchie- und differenzfördernd, sondern als extrem frauendiskriminierend. Dagmar ist klargeworden, daß sie beruflich als Frau mehr investieren muß als ein Mann, und sie investiert, z. B. in den Führerschein Klasse II: *»Da waren wir mit drei Frauen. Das erste Mal in M., daß da Frauen den Führerschein gemacht haben. Und dann wurden teilweise schon Wetten abgeschlossen: Die Frauen schaffen das ja doch nicht. ... Und wir Frauen, wir haben nachher alle 'ne Auszeichnung dafür gekriegt, daß wir jetzt als einzige, wir Frauen geschafft haben, den Führerschein zu kriegen, ohne eine Prüfung wiederholen zu müssen. ... Was keiner von den Männern geschafft hat. Haben wir denen natürlich die Harke gezeigt«* (IV, 4, 30–50). An ihrem Stationierungsstandort aber wird die Geschlechterhierarchie wieder hergestellt: *»Da durften die Männer sofort Straßentransporter fahren und*

wirklich auch LKW fahren, und wir Frauen, wir durften dann den Bulli fahren oder Golf, weil zum LKW-Fahren sind wir ja zu doof« (IV, 11, 23–25). Statt expliziter Ausschußregeln greifen informellere, subtilere Formen der Inszenierung von Differenz, unabhängig von den Fähigkeiten und erworbenen Qualifikationen. Das »Gleichheitstabu« (Wetterer 1995, 229), demzufolge die Geschlechter tun und lassen können, was sie wollen, wenn es nur verschieden ist, wird durch die Unterscheidung von LKW und Bulli eingelöst. Dagmar beschwert sich, versucht die neu gesetzten Differenzen zu unterlaufen und läßt sich schließlich versetzen. In D., ihrem ersten Stationierungsort, so resümiert Dagmar, »war man ein bißchen mehr so'n Straßenköter als Frau« (IV, 10/11).

Während sie auf der einen Seite um ihre berufliche Anerkennung kämpfen muß, um die jeweils aktuelle Form der Geschlechterdifferenz und die damit verbundenen Hierarchien wieder außer Kraft zu setzen, muß sie sich auf der anderen Seite gerade deshalb mit dem Vorwurf von männlicher Seite auseinandersetzen, »nicht mehr genug Frau, sondern ein ›Mannweib‹ zu sein« (IV, 6, 22–29). Dagmar sieht sich zur Inszenierung von Weiblichkeit gezwungen. Sie bedient sich dafür der kulturell üblichen Mittel. Sie läßt ihre beim Eintritt in die Bundeswehr kurz geschorenen Haare wieder wachsen und zieht sich im Privatbereich »sexy« an: »Dienst ist Dienst und Privatleben ist Privatleben. Ich kann mich nach dem Dienst genauso, was weiß ich, sexy anziehen ... wie jede andere Frau« (IV, 6, 42–44).

Nach eineinhalb konfliktreichen Jahren bei der Bundeswehr entscheidet sich Dagmar für ein Kind. Sie rechtfertigt dies gegenüber ihren früheren Äußerungen: »Mittlerweile denk' ich mir, daß man seine Freiheit auch trotzdem haben kann ... und Kinder können viel verändern ... an einem selbst und so, wenn ich jetzt mal so auf die Welt im allgemeinen gucke und so, dann sind es eigentlich auch viele Kinder, die dazu beitragen, daß etwas verändert wird ... Ich freu' mich genauso auf's Kind und auf die Familie, weil das auch ein Aufstieg ist« (IV, 40, 31–35). Die »Umorientierung« auf Familie bietet ihr die Möglichkeit, dem Druck widersprüchlicher Anforderungen auszuweichen. Ob und wie sie zu einem späteren Zeitpunkt ihren zunächst verfolgten Lebensentwurf wieder aufnimmt oder aufnehmen kann, läßt sich gegenwärtig nicht sagen. Zunächst allerdings gerät sie über den Doing-gender-Prozeß in die in einer Gesellschaft mit einer geschlechterhierarchischen Arbeitsteilung für Frauen typische »Falle«.

Linda – Malerin/Lackiererin und geheimnisvolle Weiblichkeit

Linda berücksichtigt im Gegensatz zu Dagmar bei ihren Lebensentwürfen bestehende Geschlechterdifferenzen und -hierarchien von Anfang an und bezieht ihre Handlungsstrategien darauf – widerständig zur Berufsseite und sich anpassend zur privaten Seite hin.

Widerstände gegen traditionelle Zuweisungen

Ganz bewußt führt Linda zunächst ein Praktikum in einem frauendominierten Bereich durch, »weil ich also da mal sehen wollte, wie's dann so in einem typischen weiblichen Beruf so aussieht« (Linda II, 7, 42–43). Danach weiß sie »besser, daß Frauen eigentlich immer nur die schlechteren Bereiche kriegen, Angebote kriegen« (II, 9, 17–18). Sie wertet frauendominierte Berufe nicht ab, aber ihr ist nicht plausibel, warum sie in einem Beruf schwer arbeiten und dennoch weniger Geld verdienen soll als in einem männlich dominierten Beruf: »Ob ich da irgendwo im Laden schwer anpacken muß und dafür wirklich nur ein Frauengehalt kriege, ein kleines, oder ob ich jetzt irgendwo anders schwer arbeite, also im Männerberuf, aber dann halt auch entsprechend bezahlt werde« (IV, 8, 27–31). Sie weigert sich, etwas nur als Differenz zu bezeichnen, was Hierarchie ist. Nach einem Kurzpraktikum in einem Malerbetrieb entscheidet sich Linda, Malerin/Lackiererin zu werden. Neben materiellen begründet sie diese Entscheidung mit handwerklichen Interessen und – wie Dagmar – damit, »daß dann keiner sagen kann, daß Frauen irgendwie auch schwächer sind« (II, 10, 26–31).

Schwierigkeiten als Frau in diesem männerdominierten Beruf antizipiert sie. Sie sucht deshalb ihren Ausbildungsbetrieb sehr sorgfältig aus. Den ersten Betrieb lehnt sie ab, weil sie die einzige Frau unter 40 Männern gewesen wäre und im Betrieb vor allem Außenarbeiten durchgeführt werden. Im zweiten Betrieb macht sie auf dessen Wunsch eine dreitägige Probelehre und lehnt erneut ab: »Also ich fühlte mich gleich irgendwie fehl am Platz. Weil dann die Männer da, die haben halt auch gleich alle gesagt: och, trauste dir das denn zu, und so, nee. Und dann alleine schon, wenn man da in der Mittags- oder Frühstückspause saß, dann starrten die alle einen an. Ungefähr als ob man sein Butterbrot anders ißt als andere Menschen« (III, 10, 17–23). Beim dritten, einem kleinen Betrieb, sagt sie zu, beginnt 1991 ihre Ausbildung, fühlt sich wohl, beschreibt das Klima als gut und ist stolz auf die Arbeiten, die sie bereits ausführen kann.

Rückblickend allerdings beschreibt sie ihre Ausbildung im Viertinterview 1995: »Meine Ausbildung ist auch nicht so toll gewesen, weil, ich bin halt im falschen Ausbildungsbetrieb gewesen. ... Nein, also ich wurde, weil ich auch die einzige Weibliche war, wurde ich ziemlich untergebuttert. Sagen wir mal, die haben richtigen Seelenterror mit einem getrieben. Und das endete so, daß am Ende der Lehre, daß ich wirklich kaum Selbstvertrauen noch hatte« (IV, 2, 7–10). Ihre Eignung und ihre Kompetenzen für diesen Beruf werden von den männlichen Kollegen, insbesondere aber von ihrem Chef, immer wieder bezweifelt.

Linda beschreibt, daß diese Veränderung auch damit zusammenhängt, daß ihr Freund ins Ausland gegangen ist, und sie sich entscheiden mußte:

»Ausbildung oder halt 'ne Trennung, ne. Und da hab ich halt gedacht, 'ne Berufsausbildung ist eigentlich doch wichtiger. Muß ich's halt riskieren, ob 'ne Beziehung auf Trennung auch funktionieren kann. Aber das hat's dann nicht«

(IV, 1, 15–20). Mit dem Weggang des Freundes beginnt für Linda das, was sie »Seelenterror« nennt. »Und dann halt, erstens haben sie mich dann wegen meiner privaten Seite immer untergebuttert, also irgendwie nach dem Motto ... Der wird bestimmt fremdgehen, und solche Sachen alles. Aber dann auch, die haben auch Sachen mit mir gemacht, gemeine Streiche, wirklich fiese Streiche« (IV, 2, 25–30).

Linda gibt nicht auf, beschwert sich nicht, denn »dann lachen die sich eins ins Fäustchen« (IV, 3, 26), sondern sie lernt zu kontern. »Wißt ihr denn, was eure Frauen dann zu Hause machen, wenn ihr arbeiten geht? Und all so. Ich hab halt gekontert. Mit dem, was die mir gegeben haben, hab ich halt zurückgegeben« (IV, 3, 31–32). Entscheidend für ihr Durchhaltevermögen ist ihre hohe Identifikation mit der inhaltlichen Seite ihres Berufes.

Nach Abschluß ihrer Ausbildung wird Linda nicht übernommen. Sie wendet sich sofort an das Arbeitsamt, läßt die Vermittlerin bei verschiedenen Betrieben anfragen, »ob die Frauen nehmen«, und erhält sehr schnell einen Arbeitsplatz in einem kleinen, gerade erst eröffneten Betrieb mit sehr viel Innenarbeiten. Ihre Arbeit wird anerkannt, und sie gewinnt ihr Selbstvertrauen zurück.

Konfrontation mit dem »Imperativ der geschlechtlichen Identifizierbarkeit«

Wie Dagmar sieht sich auch Linda im beruflichen Alltagshandeln mit dem »Imperativ der geschlechtlichen Identifizierbarkeit« konfrontiert (Wetterer 1195, 237) und damit zur Auseinandersetzung mit Weiblichkeits- und Männlichkeitsbildern gezwungen. Von männlichen Kollegen, die ihr die soziale Akzeptanz als Frau verweigern, von KundInnen, die ihre fachliche Kompetenz bezweifeln, sieht sie sich ebenso unter Rechtfertigungszwang gesetzt wie von Kolleginnen, die von ihr erwarten, sich »männlichen« Verhaltensweisen anzupassen.

Linda dagegen will Anerkennung ihrer beruflichen Kompetenz, ohne ihre »Weiblichkeit« aufzugeben. Mit »Weiblichkeit« verbindet Linda jedoch nicht die üblichen Weiblichkeitsstereotype, sondern mehr Variationsmöglichkeiten in der Darstellung: »... weil eine Frau kann mehr aus sich machen als ein Mann, ... ich finde, das Auftreten einer Frau ist geheimnisvoller als das eines Mannes. Weil ein Mann, Männer treten meistens, wie soll ich sagen, die treten so lässig, cool und so, ich finde bei einem Mann, ein Auftreten eines Mannes kann man sofort erkennen, also besser einschätzen als das bei 'ner Frau. Also ich finde, 'ne Frau hat mehr Geheimnisvolles« (IV, 37, 13–17). Obwohl Linda mit dieser Aussage Geschlechterdifferenzen formuliert, enthält die Aussage doch zugleich einen Hinweis auf die Möglichkeit der Dekonstruktion.

Veränderungen im biographischen Entwurf

Während Linda im beruflichen Bereich eindeutig auf gleichen Rechten für Frauen und Männer besteht, greift sie im Hinblick auf den »privaten« Bereich

zunehmend auf Geschlechterstereotype zurück. Je deutlicher sie erkennt, daß es in ihrem Beruf nur Vollzeitarbeitsplätze gibt und ihr Verdienst als Malerin/Lackiererin für eine Familie nicht ausreicht, ihre beruflichen Interessen also mit ihrem Kinderwunsch nicht vereinbar sind, um so mehr scheinen ihre Zugeständnisse unumgänglich und greifen traditionelle Bilder, nach denen die Mutter zum Kind, zumindest zum Kleinkind gehört. Schon im Erstinterview äußert Linda den Wunsch nach Kindern, erwartet aber zu diesem Zeitpunkt von ihrem zukünftigen Partner vor allem, daß er Verständnis für ihre Berufstätigkeit hat, die sie allenfalls kurzfristig unterbrechen möchte. Im Vierterview dagegen hat sie Verständnis dafür, daß Arbeitgeber nur ungern Frauen einstellen, »weil die halt doch mal eine Familie gründen wollen ... (und) nicht so langfristig zuverlässig sind« (IV, 27, 25-26). Gerade aufgrund ihrer eigenen starken Berufsorientierung scheint ihr einleuchtend, daß ein Mann meint, er müsse berufstätig sein, »weil das gehört dazu, um ein Mann zu sein, (sonst) könnte er in seinem Stolz verletzt werden«. Die Frau dagegen folge – bezogen auf Kinder – »ihrer Eingebung, dann Frau zu sein« (IV, 43, 4-25). Damit naturalisiert und legitimiert sie die vorherrschende geschlechterhierarchische Arbeitsteilung im Erwerbssystem sowie zwischen Erwerbs- und Reproduktionsbereich.

Im Konflikt zwischen ihren beruflichen Interessen und dem Kinderwunsch sieht sie sich angesichts der »natürlich« erscheinenden Tatsache, daß Erwerbstätige letztlich als lebenslang Erwerbstätige ohne familiäre Pflichten gedacht sind, gezwungen, berufliche Ambitionen zurückzustecken. Sollte sich ihr Kinderwunsch erfüllen, würde sie ihre Berufstätigkeit für längere Zeit unterbrechen und später eine Teilzeittätigkeit im Facheinzelhandel suchen. Alternativ dazu überlegt sie, die Meisterprüfung zu machen, einen eigenen Betrieb zu gründen und während der Familienphase eine Vertretung im Betrieb einzustellen.

Kommentierung und Einordnung

Dagmar und Linda sind Einzelfälle. Repräsentatives über Frauen oder auch nur über Hauptschülerinnen läßt sich damit nicht aussagen. Gleichwohl lassen sich an ihnen Widersprüche und Ambivalenzen im Berufsfindungs- und Übergangsprozeß von Frauen verdeutlichen, ohne Differenzen im biographischen Handeln zwischen Frauen zu verdecken. Ausgehend von o. g. These des Doing-gender-Prozesses im Kontext der Berufsbildung wird im folgenden auf verschiedenen Ebenen nach dem Erkenntnisgewinn dieser Einzelfallanalysen gefragt:

1. Im Alltagswissen – gerade auch von LehrerInnen – und in den Medien hält sich – belegt mit statistischen Daten – hartnäckig die Annahme von der geschlechterspezifischen Berufswahl junger Frauen. In diesen Annahmen bleiben, ebenso wie in strukturbezogenen Makrotheorien, die Prozesse, die zu diesen Ergebnissen führen, unsichtbar. Im biographischen Handeln der beiden

Frauen konnte aufgezeigt werden – und dies ließe sich in anderer Weise auch an weiteren Beispielen verdeutlichen –, daß diese Ergebnisse weder – wie der Begriff der Berufswahl unterstellt – Resultate allein von Subjektleistungen noch allein dem Arbeitsmarkt geschuldet sind. Sie sind vielmehr in einem komplexen Zusammenhang von gesellschaftlichen Strukturen und Zuweisungsprozessen sowie subjektiven Konstruktionen an das soziale Geschlecht gebunden. Qualitative Längsschnittstudien und Einzelfallanalysen – wie die vorliegenden – verdeutlichen das Prozeßhafte und die Kontextbezogenheit des Handelns und können dadurch dazu beitragen, daß nicht Zwänge mit Motiven und Verhältnisse mit selbstbestimmtem Handeln verwechselt werden. Zugleich verdeutlichen sie, daß und wie die Subjekte durch ihr Handeln aktiv an der Herstellung der Geschlechterverhältnisse beteiligt sind.

2. Im biographischen Handeln der jungen Frauen zeigt sich, daß der Doing-gender-Prozeß weder nur eine Richtung hat noch beliebig ist. Vielmehr werden sowohl bestimmte Geschlechterdifferenzen und -hierarchien aufgehoben als auch andere neu formuliert. Der Berufsorientierungs- und Übergangsprozeß, in dem Frauen weder defizitär noch allein Opfer sind, ist gleichzeitig durch Anpassungs- und Widerstandspotentiale gekennzeichnet. Dagmars Eintritt in die Männerdomäne Bundeswehr – wie immer man ihn auch bewerten mag –, Lindas Eintritt in einen Beruf, in dem 1991 nur ca. 10 Prozent weibliche Jugendliche ausgebildet wurden, lassen sich – selbst wenn die Öffnung dieser Bereiche für Frauen ökonomischen Interessen folgt – als Widerstand gegen traditionelle Geschlechtergrenzen sehen. Ihr Handeln ist auf eine Reduzierung der Differenz ausgerichtet, auf den Beweis, im beruflichen Bereich genauso gut zu sein wie ein Mann. Dies sehen sie als Bedingung dafür, an der sozialen Stellung zu partizipieren, die Männer innehaben. Damit stellen sie innerhalb hierarchischer Verhältnisse allerdings zugleich den Statusvorteil des anderen Geschlechts in Frage. Dies kann erklären, daß dem »überlegenen Geschlecht« stets die Rolle des Differenzverstärkers zufällt, denn an der Sichtbarmachung der Differenz hängt auch die Aufrechterhaltung des Statusunterschiedes« (Wetterer 1995, 239).

3. In der wissenschaftlichen Literatur wird immer wieder vermutet, daß frauendominierte Berufe für junge Frauen deshalb attraktiv sind, weil sie sich »von vornherein für die Darstellung und Konstruktion einer weiblichen Identität (eignen)« (Hagemann-White 1992, 73). In der Tat spricht – ohne daß hier auf die Problematik eingegangen werden kann – viel für diese Annahme. Frauen in männlich dominierten Berufen müssen die Leistung der geschlechtlichen Identifizierbarkeit, die in frauendominierten Berufen auch über die angebliche Geschlechtstypik des Berufes verläuft, selbst erbringen. Im beruflichen Alltagshandeln gerade in gegengeschlechtlich konnotierten Berufen wird die in der Ethnomethodologie herausgearbeitete Regel wirksam, wonach »in zweigeschlechtlich strukturierten Gesellschaften jedermann und jedefrau, und zwar zu jeder Zeit und möglichst unmißverständlich, geschlechtlich richtig identifizierbar sein muß, will er/sie nicht als kompetente

InteraktionsteilnehmerIn mehr oder weniger gravierende Sanktionen heraufbeschwören« (Wetterer 1995, 237). Diese Geschlechterklassifikation, die »grundlegend im Alltagsbewußtsein verankert ist, ist eine Voraussetzung der Geschlechterhierarchie« (Breitenbach/Hagemann-White 1994, 259).

4. Die Konzeption der »sozialen Konstruktion von Geschlecht« fokussiert den Prozeß der Aneignung von Geschlecht sowie der Herstellung, Veränderung oder auch Verwerfung von Geschlechterdifferenzen und -hierarchien durch das Handeln der AkteurInnen. Dieser Faktor ermöglicht eine kontextbezogene Analyse der Mechanismen und Regeln des Doing-gender-Prozesses auf der Mikroebene. Aus dieser Sichtweise werden »aus den Opfern des Patriarchats ... durchaus unterschiedliche Konstrukteurinnen ... ihrer je eigenen Biographie« (Breitenbach/Hagemann-White 1994, 258).

Nicht erfaßt werden allerdings mit diesem Ansatz, wie z. B. Gottschall und Maihofer aus unterschiedlichen Perspektiven zu Recht kritisieren, die »Geschlechterverhältnisse als gesellschaftlicher Strukturzusammenhang« (Gottschall 1995) wie auch Geschlecht »als eine historisch bestimmte gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise« (Maihofer 1994). Die Lebensentwürfe und Biographien von Frauen sind – auch gegen ihren Willen und trotz der Veränderungen der Zugänge zum Arbeitsmarkt, der kulturellen Repräsentation von Weiblichkeit und Männlichkeit und familialer Lebensformen – strukturell einer »doppelten Vergesellschaftung« (vgl. Becker-Schmidt 1987) unterworfen, »die in spezifischer Weise sowohl die äußere Struktur des Lebenslaufs als auch die subjektive biographische Binnensicht prägt« (Dausien 1994, 137). Wie auch immer junge Frauen für ihre Biographie die beiden Bereiche Beruf und Familie planen – sei es als ein Nacheinander, als Gleichzeitigkeit oder als sich ausschließend –, so ist doch die jeweilige Prioritätensetzung eng mit den Bedingungen und Möglichkeiten im jeweils anderen Bereich verflochten. Die subjektiv gesehenen und objektiv gegebenen beruflichen Möglichkeiten beeinflussen Kinderwünsche, den Zeitpunkt der Realisierung und das jeweils favorisierte Modell der (Un-)Vereinbarkeit beider Bereiche. Erst wenn dies gesehen wird, werden die Widersprüche und Ambivalenzen, die in unterschiedlicher Weise für das biographische Handeln junger Frauen kennzeichnend sind, verständlich. Die Trennung von produktivem und generativem Bereich, deren ungleiche Zuweisung an die Geschlechter und die Unterstellung, daß Arbeitskräfte geschlechtsneutral sind, letztlich aber als lebenslang und zeitlich flexible Erwerbstätige ohne familiäre Pflichten gedacht sind, konkretisieren sich im biographischen Handeln der jungen Frauen ebenso wie die jedem Individuum gestellte Aufgabe, »sich Geschlechtlichkeit anzueignen« (Breitenbach/Hagemann-White 1994, 258) und sich in einer zweigeschlechtlich konstruierten und codierten Welt zu verorten.

Anmerkungen

- 1 Für die kritische Diskussion und die engagierte Mitarbeit bei der Durchführung und Auswertung der Interviews bedanke ich mich bei Gertrud Siller und Maria Wöste.
- 2 Die römischen Ziffern verweisen auf die zeitliche Reihenfolge der Interviews, die arabischen auf Seiten und Zeilen.
- 3 Wie sehr diese Äußerung innerhalb eines hierarchischen Systems steht, läßt sich leicht daran erkennen, daß eine Umkehrung des Satzes keinen Sinn macht: »... beweisen, daß ich auch als Mann etwas leisten kann.«

Literatur

- Becker-Schmidt, Regina (1987): Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Unterkirchner, Luise/Wagner, Ina (Hrsg.): *Die andere Hälfte der Gesellschaft*. Wien, S. 10–25.
- Breitenbach, Eva/Hagemann-White, Carol (1994): Von der Sozialisation zur Erziehung. Der Umgang mit geschlechtsdifferenter Subjektivität in der feministischen Forschung. In: Bracht, Ulla/Keiner, Dieter (Hrsg.): *Jahrbuch der Pädagogik 1994: Geschlechterverhältnisse und die Pädagogik*. Frankfurt a. M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, S. 249–264.
- Dausien, Bettina (1994): Biographieforschung als »Königinnenweg«? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung. In: Diezinger, Angelika u. a. (Hrsg.): *Erfahrung mit Methode*. Freiburg, S. 129–154.
- Dausien, Bettina (1996): *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen.
- Giddens, Anthony (1988): *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt a. M./New York.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Traditionen, Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg, S. 201–254.
- Gottschall, Karin (1995): *Doing-gender while doing work? Implikationen der Verwendung des »Gendering-Konzeptes« in der Arbeitssoziologie*. Text zum SOFI-Forschungskolloquium am 10.11.1995.
- Hagemann-White, Carol (1989): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. In: Hagemann-White, Carol/Rerrig, Maria S. (Hrsg.): *FrauenMännerBilder*. Freiburg, S. 224–235.
- Hagemann-White, Carol (1992): Berufsfindung und Lebensperspektive in der weiblichen Adoleszenz. In: Flaake, Karin/King, Vera (Hrsg.): *Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen*. Frankfurt a. M./New York, S. 64–83.
- Heinz, Walter R./Krüger, Helga u. a. (1985): *»Hauptsache eine Lehrstelle«. Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarkts*. Weinheim/Basel.
- Heinz, Walter R. (1995): *Arbeit, Beruf und Lebenslauf. Eine Einführung in die berufliche Sozialisation*. Weinheim/München.
- Heinze, Thomas/Klusemann, Hans-W. (1979): Ein biographisches Interview als Zugang zu einer Bildungsgeschichte. In: Baacke, Dieter/Schulze, Theodor (Hrsg.): *Aus Geschichten lernen. Zur Einführung pädagogischen Verstehens*. München, S. 182–225.
- Krüger, Helga (1995): Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Frankfurt a. M./New York, S. 195–219.
- Maihofer, Andrea (1994): Geschlecht als hegemonialer Diskurs. Ansätze zu einer kritischen Theorie des »Geschlechts«. In: Wobbe, Theresa/Lindemann, Gesa (Hrsg.): *Denkachsen*.

- Zur theoretischen und institutionellen Dimension Geschlecht.* Gender Studies. Frankfurt a. M., S. 236–263.
- Rabe-Kleberg, Ursula/Rudolph, Hedwig (1991): Schlüsselqualifikation und »weibliches Arbeitsvermögen«. Frauen in Berufsausbildung und Erwerbsarbeit. Einleitung. In: *Frauenforschung. Informationsdienst des Forschungsinstituts Frau und Gesellschaft*. 9/1 und 2, S. 1–3.
- Teubner, Ulrike (1992): Geschlecht und Hierarchie. In: Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen*. Frankfurt a. M., S. 45–50.
- West, Candace/Zimmermann, Don H. (1991): Doing gender. In: Lorber, Judith/Farall, Susan A. (Hrsg.): *The social construction of gender*. Newbury Park/London/New Delhi, S. 13–37.
- Wetterer, Angelika (1992): Theoretische Konzepte zur Analyse der Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. In: Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen*. Frankfurt a. M., S. 13–40.
- Wetterer, Angelika (1995): Die Konstruktion und Alltagshandeln. Die (möglichen) Grenzen der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit. In: Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen*. Frankfurt a. M./New York, S. 223–246.